

Die ihr Leben nicht schonten

Paul Geysler

*Denn für mich ist Christus das Leben,
und das Sterben ein Gewinn.*

(Philipper 1,21)

Die ihr Leben nicht schonten

**Wie Gott
Johannes & Susanna Meyer
auf erstaunliche Weise in der
Mission führte**

Paul Geyser

Originaltitel von 1905: Mit eisernem Willen: Eine Erzählung aus dem Leben des Indianermissionars Joh. Meyer

Das Buch wurde von uns sprachlich stark überarbeitet; inhaltliche Fehler wurden korrigiert.

Dieses Buch ist bei Ihrer christlichen Buchhandlung erhältlich sowie unter anderem bei folgender Versandbuchhandlung:

Edition Nehemia
Sanddornweg 1, CH-3613 Steffisburg
Tel.: +41 33/437 63 43, info@edition-n.ch
www.edition-nehemia.ch

1. Auflage 2022

ISBN: 978-3-906289-47-2
Artikel-Nr.: 588 547

© Stiftung Edition Nehemia
Herausgeber: Edition Nehemia, Steffisburg
Umschlaggestaltung: Christoph Berger
Überarbeitung: Edition Nehemia
Satz: Edition Nehemia
Druck und Bindung: BasseDruck, Hagen
Printed in Germany

Inhalt

1. Das Wagnis	7
2. Ein mutiger Mann	18
3. Allein in der Weltstadt	27
4. Susanna	36
5. Im Land der ehemaligen Sklaverei	48
6. Arme Leute	63
7. Der Entschluss ist gefasst	82
8. Im Urwald verirrt	101
9. Bananen, Yams und Süsskartoffeln	120
10. Das Äußerste geben	143
11. Auftrag erfüllt	164
12. Abschied	176
Anhang	181

1. Das Wagnis

Hinter dem meyerschen Haus in Oftringen, einer damals noch kleinen Gemeinde des Kantons Aargau, lagen sich zwei Jungen in den Haaren. Es war der alte und ewig neue Streit um das Mein und Dein, und jeder verteidigte sein Recht mit großer Energie. Besonders der ältere, ein hübscher Junge mit hellen Augen, der etwa zwölf Jahre alt war, packte in wildem Zorn seinen Bruder.

»Johannes, was hast du mir heute Morgen so fest versprochen?«, rief eine Frauenstimme aus dem Haus.

Der Angerufene wurde sofort still, griff in seine Tasche und gab den umstrittenen Gegenstand heraus. Damit war der Frieden wiederhergestellt, und die beiden lagen einträchtig im Gras und schauten den Himmel an, der über Oftringen besonders weit war.

»Weißt du, was ich werden will?«, begann Johannes.

»Oh, ein Lehrer wie Jakob«, erwiderte sein Bruder Konrad fast geringschätzig.

»Nein, jetzt will ich etwas Anderes werden. Missionar – ich gehe zu den Heiden ...!«

»Zu den Heiden? Da wirst du ja aufgefressen. Weißt du noch, wie uns der Lehrer von solchen Völkern erzählt hat?«

Johannes stutzte. Das war richtig. »Aber die Heiden, von denen ich gelesen habe, tun das nicht, und ich gehe zu denen.«

»Wo hast du von ihnen gelesen?«

»Bei Jakob im Schulhaus. Er hat den ›Heidenboten‹ von Basel, und dort steht es. Ich durfte das Blatt mitnehmen und will dir daraus vorlesen.«

Er zog das Blatt sorgfältig aus der Tasche und fing an zu lesen; Konrad stützte den Kopf in die Hände und hörte aufmerksam zu. So bemerkten sie nicht, dass zwei Männer auf das Haus zukamen.

Da rief nach einiger Zeit die Mutter:

»Johannes, komm in die Stube!«

Johannes faltete seinen Heidenboten wieder zusammen und stand auf; nahm aber, bevor er hineinging, dem Bruder das feierliche Versprechen ab, ja niemandem etwas davon zu sagen, dass er Missionar werden wolle.

Die fremden Männer waren aus der Gemeinde, in der Jakob, der älteste Bruder der beiden Jungen, Lehrer war. Jakob war nun seit einigen Wochen krank und würde noch längere Zeit für den Schuldienst ausfallen. Da waren die Vorsteher auf den Gedanken gekommen, Vater Meyer zu fragen, ob nicht einer seiner anderen Söhne Schule geben könne. Offenbar hatte ihnen der Älteste einen so guten Eindruck gemacht, dass sie dachten, wo der herkomme, fehle es auch bei den anderen weder an Kopf noch an Herz.

Vater Meyer lächelte, als die beiden Vorsteher mit ihrem Anliegen herausrückten. Es tat ihm wohl, dass man ein solches Zutrauen zu seinen Söhnen hatte; aber welchen sollte er vorschlagen?

»Was meinst du, Mutter, wenn der Johannes Schule gäbe? Er ist in der Schule doch der Beste.«

»Johannes? Ist der nicht noch zu jung?«

»Zeigt uns den Jungen einmal!«, meinten die Vorsteher.

Johannes wurde gerufen, trat in die Stube, grüßte die fremden Gäste und musterte sie mit seinen glänzenden Augen.

»Ja, wenn dieser zwei oder drei Jahre älter wäre, wäre er der Richtige für uns. Er gefällt uns schon jetzt; aber er ist doch noch zu jung«, meinten die Vorsteher, »da müssen wir doch anderswo einen Stellvertreter suchen.« Sie verabschiedeten sich freundlich und gingen.

Als sie fort waren, erfuhr Johannes, um was es gerade eben ging. Sein Kopf glühte vor Freude, dass er fast Lehrer geworden wäre. Er schmiegte sich an seine Mutter. »Nicht wahr, Mutter, wenn ich älter bin, darf ich auch Lehrer werden wie Jakob?«

Er hatte zwar eben draußen erklärt, Missionar werden zu wollen, aber sein erster Wunsch war es, Lehrer zu werden. Erst der »Heidenbote« hatte in ihm den Wunsch geweckt, Missionar zu werden. Er hatte ein weiches Gemüt, das die Not draußen tief empfand. Darum konnte er gar nicht begreifen, dass man diesem Elend nicht schon längst ein Ende gemacht hatte, dass nicht jeder, der es konnte, auf das Missionsfeld hinausging. So tief hatte der Gedanke ihn gepackt, dass er von da an, so oft von der Mission die Rede war, innerlich unruhig wurde – als ob ihn eine vergessene Pflicht mahnte. Aber nur seinem Bruder hatte er es bekannt, den Eltern gegenüber wagte er nicht davon zu reden. Im Gedanken hörte er schon Vaters Antwort: »Was, du willst Missionar werden, du mit deinen Unarten, deinem Eigensinn? Da braucht es andere Leute.«

Genau das sagte ihm nun die Mutter. Dabei sah sie ihren Sprössling liebevoll an: »Wenn du Lehrer werden

willst, musst du zuerst anders werden. Als Lehrer darf man nicht so hitzig sein und so zornig werden wie du.«

Zornig wurde er fast täglich, wenn es nicht ging, wie er wollte; denn auch seine Brüder hatten ihren Willen, und so gab es im Hause nicht wenig Streit.

Was sollte aber nun aus ihm werden? Sein Bruder Jakob hatte versprochen, ihm zu helfen. So kam dieser eines Abends und berichtete, Herr von Fellenberg in Hofwil sei bereit, Johannes in sein Lehrerseminar aufzunehmen. Johannes war übergücklich; jubelnd sprang er ins Haus und rief: »Vater, Mutter, ich darf ins Seminar nach Hofwil! Ihr erlaubt es mir doch, oder?«

»Wer sagt das?«, fragte der Vater und sah von seiner Arbeit auf. Er schüttelte den Kopf. Bei seinem Ältesten war es ihm noch recht gewesen, aber zwei Lehrer wollte er nicht unter seinen Söhnen haben. Er war zwar ein Aargauer, und der Kanton Aargau galt in der Schweiz als Kulturstaat, aber das ist erst viel später so gekommen, und die Oftringer waren wohl kaum schuld daran. Der Lehrerberuf galt damals nicht viel – fast jeder andere ehrliche Beruf galt mehr.

Das entschlossene »Nein!« des Vaters trieb Johannes die Tränen in die Augen. Er konnte es fast nicht glauben und flehte den Vater an, er möge es doch erlauben. Die Mutter und der ältere Sohn redeten ihm ebenfalls zu – doch umsonst. Der Vater hatte denselben harten Kopf wie Johannes; vielleicht hatten ihn beide vom Großvater.

»Und ich will es nicht. Johannes soll kein Lehrer werden. Er muss in die Sägemühle – und das schon nächste Woche. Ich habe mit dem Müller bereits geredet. Es ist endlich Zeit, dass auch er etwas verdient.«

Es war im Jahr 1830, und Johannes war damals sechzehn Jahre alt.

In die Sägemühle statt ins Lehrerseminar! Es war fast zum Verzweifeln, insbesondere wenn man, wie Johannes, tief-sinnig war und sich tiefgründige Überlegungen machte. Am nächsten Montag ging er trotzdem hin. Vom Seminar war keine Rede mehr.

Ich weiß nicht, ob sich jeder Leser vorstellen kann, wie es in einer Sägemühle zugeht. Aus der Ferne mag sie einem mit ihrem eintönigen Lärm recht langweilig vorkommen. Steht man aber an der Säge, ist es ganz interessant zuzusehen, wie man mit den nicht immer geraden Stämmen umgehen muss, bis man sie auf dem Sägebock hat und zu Brettern schneiden kann. Für einen Aargauer Dickkopf ist es jedenfalls eine ausgezeichnete Schule – fast noch geeigneter als ein Seminar. Hier hatte er Gelegenheit, sich durchzusetzen, wenn die Stämme bald dahin, bald dort hin rollten, nur nicht dahin, wohin sie sollten. Wenn man sich den ganzen Tag mit ihnen abgemüht hatte, war man am Abend andern gegenüber viel nachgiebiger.

Mit dem Lehrerwerden war es also nichts ... vielleicht sollte er eben doch Missionar werden! Johannes las regelmäßig den »Heidenboten« bei seinem Bruder und konnte den Gedanken an die Mission nicht aufgeben. Zuletzt erschien ihm seine aktuelle Arbeit gar nicht mehr so unpassend, hier konnte er sich in Selbstverleugnung und Demut üben. Dass es für einen Missionar darüber hinaus auch nützlich sein kann, Bretter sägen zu können, kam ihm nicht einmal in den Sinn. So beugte er sich also unter sein Los und die Mutter daheim war froh darüber.

Da kam jemand anderes und störte die eben gewonnene Ruhe seiner Ergebung. Es war der Herr Vikar. Dieser hatte schon im Unterricht an dem jungen Meyer seine Freude gehabt. Die beiden sahen sich oft, wenn der Vikar an der Sägemühle vorbeiging, und es tat diesem jedes Mal leid, dass sich der aufgeweckte Junge sein Leben lang mit solch roher Arbeit abplagen sollte. Der war doch sicher für etwas Höheres bestimmt! Es drängte ihn, einmal mit Johannes darüber zu reden.

»Es ist doch eine harte Arbeit hier. Wie bist du auf die Sägemühle gekommen?«

»Der Vater hat mir diesen Platz besorgt, Herr Vikar.«

»Hättest du nicht lieber weiter gelernt, Johannes?«

»Oh, sicher.«

»Was möchtest du denn werden?«

Johannes schwieg zuerst und wurde rot; er wagte es fast nicht zu sagen. Er hätte es ihm doch schon längst gerne gesagt und ihn um Rat gefragt, weil er Vertrauen zu ihm hatte. Endlich platzte er mit der Antwort heraus:

»Ein Missionar, Herr Vikar!«

»Ein Missionar?«, der Vikar sah Johannes mit fassungslosem Erstaunen an. Das wäre ihm nicht im Traum eingefallen, dass der Bauernbursche da auf dem Holzbock vor ihm Missionar werden wollte.

Man stelle sich nur vor, was im Jahr 1830 ein Vikar für eine Meinung von der Mission haben konnte – von einem Pfarrer gar nicht zu reden. Im günstigsten Fall hielt er sie für eine törichte Schwärmerei. Es gab wohl Ausnahmen, aber im Allgemeinen wollte niemand etwas von der Mission wissen, außer ein paar Pietisten, von denen der Herr Vikar sowieso nichts hielt. Und nun war am Ende

der gute Junge von ihnen angesteckt worden! Da musste er eingreifen. Johannes wurde auf den Abend ins Pfarrhaus bestellt.

Der Vikar empfing ihn freundlich und ließ ihn Platz nehmen. Er fragte, warum Johannes Missionar werden wolle, und erklärte dem stumm dasitzenden Burschen, wie töricht dieser Gedanke von ihm sei: Erstens sei er dafür zu wenig gebildet und schon zu alt, um alles, was er brauche, zu lernen; dann sei es zweitens auch gar nicht recht, dass er soweit in die Ferne ziehen wolle. Daheim habe man solche Leute wie ihn nötig, da könne er auch für das Reich Gottes arbeiten. Daher sei es das Beste, wenn er Schullehrer würde; dafür könne er sich in der freien Zeit ausbilden und währenddessen dem Vater zuliebe in der Sägemühle bleiben, bis er das Examen gemacht und eine Stelle erhalten habe.

Traurig ging Johannes heim. Er verbrachte eine schlaflose Nacht. Am Morgen war er entschlossen, dem Rat des Vikars zu folgen. Er teilte den Eltern mit, dass ihm der Vikar helfen wolle, sich in der freien Zeit nach der Arbeit in der Sägemühle auf den Lehrerberuf vorzubereiten, und dass er hoffe, dieses Ziel zu erreichen. »So Gott will und seinen Segen dazu gibt«, fügte die Mutter leise hinzu. Der Vater schwieg. Johannes fasste sein Stillschweigen als Einverständnis auf.

Nun ging es mit Feuereifer ans Lernen. Bis spät in die Nacht saß er am Tisch und war morgens früh wieder auf. Er zwang sich zum Aufstehen und zwang sich zum Aufbleiben. Er ließ nicht nach, so schwer es ihm mit dem Lernen auch fiel. Ein befreundeter Schullehrer erteilte ihm Nachhilfeunterricht und führte ihn ins Praktische ein. Zwei

Jahre war er in der Sägemühle, dann bestand er die Prüfung und wurde 1832 zum Schullehrer in Reitnau gewählt.

Überglücklich zog er in sein Schulhaus ein. Der junge Lehrer eroberte die Herzen von Jung und Alt im Sturm. Sein zartfühlendes Gemüt zog ihn zu den Schwachen hin und er nahm sich ihrer voll Liebe an. Die wilden Buben nahmen sich in Acht, nachdem sie einmal gemerkt hatten, wie er in Zorn geraten konnte. In der Schule zeigte sich bald ein erfreulicher Fortschritt.

Es schien aber je länger je mehr so, als hätte der Lehrer keine solche Freude mehr an seinem Beruf wie am Anfang. Die Reitnauer, die es merkten, konnten es kaum begreifen.

Der »Heidenbote« auf seinem Tisch sah ihn an, als sei er untreu geworden. Und wenn er in dem Blatt die Berichte las, kam es ihm so vor, als sei es seine heilige Pflicht, hinauszugehen. Er hörte noch die harten Worte des Vikars: »Du bist zu alt und zu wenig vorgebildet, um Missionar werden zu können!« War das wirklich so? Er war ja kein einfacher Sägeknecht mehr; wie viel hatte er inzwischen gelernt und die Prüfung zum Lehrer bestanden! Er fand keine Ruhe mehr.

Im Winter 1833 saß er eines Abends mit einem jungen Mann aus Basel zusammen. Die beiden hatten sich vorher nie gesehen und sich, wie man so sagt, ganz zufällig getroffen. Dabei kam heraus, dass beide im Glauben eines Sinnes waren, und nun redeten sie über das, was ihr Herz erfüllte. Johannes Meyer fing von der Mission an; sein Gast kam ja aus Basel, musste die Missionsgesellschaft also kennen. So ging ein Fragen und Erzählen los, bis sich unser Schulmeister nicht mehr halten konnte.

»Ich wäre so gern Missionar geworden. Aber unser Vikar hat mir erklärt, ich sei dafür zu alt und zu wenig vorgebildet.«

»Aber nein! Das ist ja gar nicht wahr! Du bist noch gar nicht zu alt, und besondere Vorbildung braucht es gar nicht. Dein Vikar kennt wahrscheinlich die Mission gar nicht. Wir haben ja in Basel ein Missionshaus, in dem man die notwendige Vorbildung erst erhält, bevor man ausgesandt wird.«

»Was denkst du? Darf ich mich melden und würde angenommen werden?«

Der Gast zögerte mit der Antwort. Jemand anders hätte vielleicht sofort ja gesagt und Johannes Meyer ermutigt, die Anmeldung umgehend zu schreiben. Aber der Gast war ein Basler, und diese sehen die Aargauer etwas kritisch an und vertrauen ihnen nicht gleich. Entsprechend lautete die Antwort eher ausweichend.

»Das kann ich dir nicht sagen. Das musst du selbst entscheiden. Ja, wenn du sicher bist, dass dich der Herr zu Seinem Dienst beruft, dann musst du dich melden und Seinem Ruf gehorsam sein. Aber bist du sicher?«

Als der Gast das Schulhaus verließ, ahnte er nicht, wie schwer die Frage auf dem Herzen des jungen Lehrers lastete, ob er vom Herrn in die Mission berufen sei. Wie konnte er das wissen? In der einen Stunde glaubte er, sich sicher zu sein. Seinen heißen Wunsch hatte ihm Gott bestimmt ins Herz gegeben. Darum hatte er bis heute keine Ruhe gehabt. In der anderen Stunde zweifelte er wieder daran und fühlte sich unwürdig, ein Bote des Herrn zu sein. Sein Herz und sein Leben kamen ihm so sündig vor. Wie konnte er so zum Dienst des Herrn berufen sein?

Zu diesen inneren Kämpfen kamen äußere. Bald wurde es im Dorf bekannt: Der Lehrer will Missionar werden. Das gab daheim, am Brunnen, im Wirtshaus und sogar im Gemeinderat zu reden! Was ein Missionar sei, wussten sie zwar nicht, aber schon deshalb konnte es nichts Anständiges sein. Und als sie erfuhren, dass ein Missionar zu den Heiden geht, um ihnen das Evangelium zu predigen, waren sie erst recht dagegen. Wozu musste einer aus Reitnau zu den Heiden gehen? Niemand konnte verstehen, dass der geschätzte Lehrer über so etwas nachdenken konnte. Einstimmig war man der Ansicht, es wäre jammerschade um den jungen Mann; wie leicht konnte ihm bei den Heiden etwas Schlimmes zustoßen. Man beschloss, ihn von diesem törichten Schritt abzubringen.

Die Reitnauer und andere taten ihr Möglichstes, den Herrn Lehrer umzustimmen. Johannes hatte Mühe, sich gegen die guten Leute und ihren wohlgemeinten Rat zu wehren: Er versuchte, ihnen eine bessere Meinung über die Mission zu vermitteln, aber sie blieben bei ihrer Ablehnung. Schließlich versprach er, noch einmal darüber nachzudenken.

Es war aber merkwürdig: Wenn er sich mit dem Gedanken vertraut machte, zu bleiben, kam er nicht zur Ruhe. Sagte er sich aber: »Du bist unwürdig für dieses heilige Werk!«, kam er auch nicht davon los. Was sollte er tun?

Es war eine stille Winternacht. Die Sterne glänzten am dunklen Firmament und warfen ihr heimeliges Licht über die schneebedeckte Landschaft. Friedlich lag das kleine Dörfchen in Schlummer gehüllt da. Nur im Schulhaus war noch Licht. Der Lehrer saß an seinem Tisch und schrieb.

Es war seine Anmeldung zum Missionsdienst. Aus seiner Feder flossen gerade die Worte:

»Will mich der Herr brauchen, so bin ich bereit; er mache mit mir, was ihm wohlgefällt. Ist mein Wunsch nicht nach Seinem Willen, so bin ich auch zufrieden. Ich lege alles in Seine Hände.«

Tief aufatmend legte er die Feder hin und faltete die Hände zu einem stillen Gebet. Auf seinem Gesicht lag ein heller Schein. Kampf und Sturm waren vorüber. Am nächsten Tag wurde der Brief nach Basel versandt, und ruhig fuhr er in seiner Arbeit fort, bis die Antwort eintraf.

Das Komitee nahm seine Anmeldung an. Am 5. April 1834, seinem zwanzigsten Geburtstag, sollte er eintreten.

2. Ein mutiger Mann

Im Missionshaus in Basel saß Gründungsmitglied und Missionsinspektor Christian Gottlieb Blumhardt in seinem Zimmer, als sein Neffe und Gehilfe Albert Ostertag eintrat.

»Ich habe dich gesucht. Weißt du, dass unser neuer Schweizerzögling Johannes Meyer vor einer Stunde angekommen ist?«

»Nein, ich war nicht da. Was hast du für einen Eindruck von ihm?«

»Oh, einen sehr guten. Er ist ein kräftiger, junger Mann mit breiten Schultern; um seine Gesundheit müssen wir uns nicht sorgen, der hält jedes Klima aus. Der Mann ist voll Motivation für die Mission und bleibt es.«

»Das kann ich mir vorstellen! Schon seine Anmeldung machte diesen Eindruck auf mich; aber da kommt Professor Oehler. Was denkst du über den heute angekommenen Schweizer?«, rief er dem Eintretenden zu.

»Ich habe ihn unbemerkt beobachten können. Er saß bei den anderen im Saal und fühlte sich offenbar recht fremd und sah fast schwermütig aus. Ich habe das noch nie so stark beobachtet wie bei ihm. Ihr werdet sehen, dass er sich nicht so leicht an die anderen anschließt und seinen eigenen Weg geht.«

»Nun, ich bin wirklich neugierig, den jungen Mann zu sehen«, meinte der Inspektor und ließ ihn holen.

Bald darauf stand Johannes Meyer vor dem Inspektor und den beiden Lehrern des Missionshauses. Inspektor Blumhardt hieß ihn freundlich willkommen, richtete einige Fragen an ihn und sprach dann noch in seiner hinreißenden Weise über den Missionsdienst. Johannes' Augen, in denen wirklich Schwermut gelegen hatte, als er eintrat, leuchteten wieder.

»Ihr habt beide recht«, meinte der Inspektor Blumhardt, als Meyer gegangen war, »das scheint ein ganz eigenartiger Charakter zu sein, in dem ein starker Wille mit der Neigung zu Schwermut vereint ist. Dazu kommt aber noch etwas Drittes: in diesem Schweizer steckt ein großer Drang nach Selbständigkeit; er wird, wie ich fast fürchte, nicht leicht zu leiten sein. Doch lasst uns das Beste hoffen.«

Der Inspektor hatte recht. Die Lehrer bekamen es zu spüren. »Der Meyer ist eine Geduldsprobe«, stellte Albert Ostertag in der Lehrerkonferenz fest. Die anderen stimmten lachend zu, aber trotzdem hatten sie ihn alle lieb, und Albert Ostertag schätzte ihn besonders.

Johannes Meyer nahm am Unterricht dankbar teil. Eifrig bemühte er sich, den Lehrstoff geistig zu verarbeiten. Er war ein Denker, und zwar ein selbständiger Denker, der sich sein eigenes Urteil bildete und darauf beharrte, wie die größten Gelehrten. Er konnte zum größten Erstaunen der Lehrer erklären, dass er dies oder das anders sah. Was sich doch ein Schulmeister aus dem Kanton Aargau alles herausnehmen konnte!

»Dees isch arg«, meinte ein schwäbischer Bruder, dem die Widerrede Johannes' gegen den Lehrer besonders zu Herzen ging, da dieser sein Landsmann war. Nun, der

Lehrer wusste Johannes schon zu antworten; man muss es sich schon zweimal überlegen, bevor man mit einem Württemberger anfängt zu diskutieren. Johannes Meyer ließ sich natürlich auch nicht so leicht niederreden, aber einen Verweis bekam er auf jeden Fall. Die Klassenkameraden wuschen ihm dann nach der Stunde auch noch den Kopf. Trotzdem ordneten sich alle mehr oder weniger seiner kraftvollen Art unter, und mehr als einer bekannte später, was für einen unauslöschlichen Eindruck er von Meyer erhalten habe.

Den größten Kampf hatte Johannes aber mit sich selbst. Sein inneres Leben, das hier so reichlich Nahrung empfing, war erst im Werden, und es war ein mächtiges Ringen des Alten mit dem Neuen, bei dem er fast verzagte. Er fühlte sehr, wie viel ihm noch mangelte, und er kämpfte gegen seine eigene Art an, sobald er sie im Widerspruch mit dem göttlichen Wesen sah. »Dees isch Fleisch und net Geist«, hatte ihm ein Bruder eines Abends vorgeworfen, als sie wieder einmal lebhaft miteinander diskutierten und Meyer seine Ansicht kräftig und entschieden kundgab. Diese Aussage hatte ihn geschmerzt, mehr als die anderen ahnten.

In tiefer Schwermut stand er am anderen Morgen auf der Pfalz, dem freien Platz hinter dem Münster, auf dem man eine wunderschöne Aussicht genießt. Er war hierhergekommen, um allein zu sein, und achtete nicht auf die wenigen Spaziergänger, die an ihm vorbeigingen. Es ging hin und her in ihm, er hatte keine Ruhe, keinen Frieden mehr; er war unzufrieden mit sich und mit den anderen. War er hier am richtigen Ort? Er schätzte und liebte seine Lehrer und die Brüder, aber sie dachten anders und

verstanden ihn nicht. Konnte er diesen Zwiespalt noch zwei Jahre aushalten? Ach, so schwer hatte er sich seine Ausbildung zum Missionar nicht vorgestellt. Wenn er nur direkt in die Heidenwelt hätte hinausgehen können!

Mit trübem Blick schaute er den Rhein hinab. Da sah er am anderen Ufer ein Boot, das ein Schiffer mühsam stromaufwärts brachte. Er stieß seinen Haken fest auf den Grund, stemmte sich mit aller Kraft dagegen und trieb so das Boot gegen die Strömung. Und siehe, es gehorchte dem starken Arm; langsam, aber stetig fuhr es stromaufwärts. Die Arbeit gefiel Johannes, das war etwas für ihn; er wäre gerne selbst in diesem Boot gewesen, um seine Kraft wieder einmal zeigen zu können.

Auf einmal leuchteten seine Augen wieder. Was brauchte er zu zeigen, was er konnte? Er konnte es ja in seinem Lebensschiff tun! Ja, er wollte alle Kraft zusammennehmen und auch gegen die Strömung fahren. Seine Lippen pressten sich zusammen und in seinen Zügen spiegelte sich die ganze Energie seines Wesens. Er wollte sein Boot doch vorwärts bis zum Ziel bringen; er dachte nicht mehr daran aufzugeben.

»So, da bist du, Bruder Johannes!«, erklang eine Stimme mit echt schwäbischem Ton hinter ihm, und ein Arm schob sich unter den seinen. »Wir haben dich überall gesucht. Nicht wahr, du trägst uns doch die dumme Geschichte von gestern nicht nach! Wir sind alle ein wenig hitzig geworden, aber es tat uns allen sofort leid, als du im Ärger von uns gingst und den ganzen Abend und am Morgen für dich bliebst. Wilhelm, der am schärfsten über dich hergefahren ist, hat nachher voll Liebe von dir geredet. Übrigens bist du auch ein wenig schuld, du bist gegen

uns losgezogen, als ob wir alle im größten Unrecht wären!«

»Und gegen dich am allermeisten«, erwiderte Johannes lächelnd, »und gerade du kommst und holst mich!«

»Ja, weißt du, ich wollte, ich wäre so selbständig wie du. Ich bin's nicht und muss jemanden haben, an den ich mich halten kann; und du bist mir der Liebste, wenn man sich an dir auch immer wieder reibt. Komm, wir gehen miteinander nach Hause.«

Er zog den Freund durch den dunklen Bogengang und Johannes kehrte mit neuem Mut ins Missionshaus zurück. »Auch gegen die Strömung, wenn es sein muss«, war seine Losung geworden. Dabei hatte er wohl bemerkt, wie der Schiffer am Ufer hinauffuhr, wo die Strömung nicht so stark war. Er vermied in Zukunft den Zusammenstoß, wo er konnte, zog sich mehr in seine eigene Gedankenwelt zurück und verbrachte umso mehr Zeit im Gebet mit seinem Herrn.

Da kam er mit einem neuen Lehrer in Kontakt, der auf ihn einen bleibenden Einfluss ausübte. Am 7. November 1836 begann der später berühmt gewordene Professor Tobias Beck an der Universität seine Vorlesungen. Die besten Schüler der oberen Klassen, zu denen auch Johannes Meyer gehörte, durften seine Vorlesungen besuchen. Das war der richtige Mann für ihn. Professor Beck machte eine Autorität geltend, vor der sich Johannes willig beugte: die Autorität der Heiligen Schrift. Ein Reichtum göttlicher Gedanken erschloss sich ihm, sodass er sich nun gern führen und belehren ließ. Zusammen mit Geistlichen und Primarlehrern der Stadt Basel saß er zu den Füßen des geschätzten Lehrers und lauschte der Anleitung

des Professors zur Erteilung des Religionsunterrichts in Kirche und Schule. Wie armselig war doch seine Unterweisung in Reitnau gewesen! Unter den Heiden wollte er es nun aber anders machen. Die Bibel wurde ihm, wie Professor Beck es vorlebte, zur alleinigen Autorität, ja eine Autorität, der er alles opferte. Gerade darin aber verbarg sich eine Klippe, an der nur weise Führung vorbeileitete ...

Es kam zu einem schweren, verhängnisvollen Konflikt, als er ausgesandt werden sollte.

Die Missionsgesellschaft besaß damals nur zwei Arbeitsfelder: an der sogenannten Goldküste in Westafrika und in Indien (seit 1828 bzw. 1834). Da sie aber weit mehr Missionare ausbildete, als sie für den kleinen Anfang brauchte, trat sie diese an die ihr befreundete anglikanische Missionsgesellschaft in London¹ ab. Die jungen Missionare brauchten sich dabei nicht in die Kirche von England aufnehmen zu lassen; sie wurden in Basel oder Württemberg ordiniert und traten dann direkt in den Dienst der Mission.

Meyer wurde dieser englischen Missionsgesellschaft zugeteilt. Es herrschte im Anfang des 19. Jahrhunderts unter den evangelischen Kirchen eine solche weitherzige Liebe, dass man an konfessionelle Unterschiede gar nicht dachte, sondern sich über diese hinweg die Bruderhand zum gemeinsamen Werk des Herrn reichte. Mit der Zeit aber trat das kirchliche Bewusstsein wieder mehr in den Vordergrund – in England wie in Deutschland – und das machte sich auch in der Missionsgesellschaft bemerkbar. Die Bischöfe der Kirche von England wünschten, dass

1 Church Missionary Society

sich die Mission mehr an die Kirche anschloss und sich in den Kolonien unter ihren Schutz und ihre Leitung stellte. Die Missionare sollten also die bischöfliche Ordination empfangen und unter der Aufsicht der Bischöfe stehen. Nun hätte ein großer Teil der englischen Missionsfreunde lieber die bisherige Ordnung gesehen, aber um des Friedens willen gab die Gesellschaft nach und schloss sich in der gewünschten Weise an die anglikanische Kirche an.

Die Missionsgesellschaft in Basel, die bisher so viele Arbeiter an die Freunde in England abgetreten und mit diesen in einem Geist gearbeitet hatte, wurde dadurch schmerzlich berührt. Es war doch eine bedenkliche Zustimmung, dass nun ihre Zöglinge, wenn sie in den Dienst der Missionsgesellschaft traten, nicht mehr daheim ordiniert werden durften, sondern die bischöfliche Ordination empfangen und sich auf das Bekenntnis der anglikanischen Kirche verpflichten mussten. Aber in London bat man dringend, doch auch weiter Zöglinge zu senden und versprach auf die Basler Missionare Rücksicht zu nehmen.

Johannes Meyer sollte also in die englische Missionsgesellschaft eintreten. Er war mit dieser Bestimmung jedoch nicht einverstanden. Er fürchtete sich um seine innere Freiheit in diesen engen, streng kirchlichen Schranken. Inspektor Blumhardt erklärte ihm jedoch, es gelte auch hier, das eigene Ich in den Tod zu geben.

Im September 1838 traf Johannes in London ein. Daheim hatten die Freunde bei seinem Abschied lachend gescherzt, er werde am Ende noch ein Engländer werden! Als ob man aus einem rechten Aargauer einen Engländer machen könnte! Tatsächlich schien es, als sollte er im Seminar ein solcher werden, wenigstens versuchte man ihn

dazu zu machen. Die Art des englischen Kirchenchristentums entsprach ihm jedoch überhaupt nicht.

Seine Situation im englischen Seminar wurde je länger, desto schwieriger. Er scheute sich nicht, seine Ansichten laut und offen auszusprechen, und manch böser Blick traf ihn dafür. Ein wohlmeinender Kollege warnte ihn: »Sie mögen in vielem recht haben, aber hüten Sie sich, es offen zu sagen!«

»Ich danke Ihnen für den guten Rat, aber ich kann nicht anders und bin bereit die Folgen auf mich zu nehmen.«

Der andere reichte ihm die Hand: »Sie sind ein mutiger Mann, ich zolle Ihnen meine volle Achtung.«

Johannes war dennoch oft verzagt. In tiefer Schwermut saß er eines Abends in seinem Zimmer und suchte Trost im Wort Gottes. Da klopfte es, und sein Lehrer Albert Ostertag trat herein. Überrascht sprang Meyer auf, eilte auf ihn zu und begrüßte ihn voller Freude. Ach, der kam wie von Gott gesandt in seine Ratlosigkeit hinein!

Der Lehrer hatte einen Drang verspürt, bei seinem Besuch in London nach ihm zu sehen. Er kannte seinen Schüler und hatte von Anfang an befürchtet, dass er Mühe damit haben würde, sich in die neuen Verhältnisse einzuleben.

Albert Ostertag bemühte sich, ihn zum Durchhalten zu ermutigen, doch Johannes erklärte ihm mit schwerem und doch zuversichtlichem Herzen: »Ich weiß nicht, was aus mir werden soll. Ich sehe keinen Weg vor mir. Aber der Herr, der mich kennt und auf den ich all mein Vertrauen setze, wird mich versorgen und mir den Weg zu den Heiden bahnen, dass ich unter ihnen Seinen Namen verherrliche. Auf *Ihn* hoffe ich.«

Tief bewegt trennte sich der Lehrer von Johannes. Noch einmal bat er seinen früheren Schüler, nichts zu übereilen. Johannes versprach es, aber lange hielt er es in diesem Zwiespalt nicht mehr aus. Er schrieb an das Missionskomitee in Basel und bat um Wiederaufnahme ins Basler Missionshaus. Es kam aber zu keiner Einigung und schließlich zog er es doch vor, in London zu bleiben, auch nachdem er das Seminar verlassen hatte. Er wollte sich vom Herrn den Weg zeigen lassen.

3. Allein in der Weltstadt

Allein, fremd und mittellos in London! Johannes Meyer musste erst noch erfahren, was das bedeutet. Er stand auf der Straße, unentschlossen, in welche Richtung er gehen sollte; es kam schließlich auch nicht darauf an, wohin er ging. Ein bestimmtes Ziel hatte er nicht und hätte es auch kaum gefunden. Außerhalb des Seminars war er bisher nur in Begleitung anderer gewesen, die sich in diesem Häusergewirr besser zurecht fanden. Jetzt musste er selbst sehen, wie er zurecht kam.

Er hatte niemanden, an den er sich hätte wenden können. Mit den Mitstudierenden im Seminar hatte er gebrochen und andere Menschen hatte er in der kurzen Zeit noch nicht kennengelernt. Um ihn herum flutete der Verkehr; achtlos ging man an ihm vorüber. Wo Millionen beieinander sind, hat der Einzelne nicht mehr so viel Wert, dass man sich um ihn kümmert. Er umschloss seinen kleinen Geldbeutel mit der Hand. Vor der ärgsten Not war er für einige Tage geschützt. Aber dann? Er hatte sich vom sicheren Ufer in das wogende Meer geworfen. Würde er schwimmen können? Ihm war, als würde ihn ein Bleigewicht in die Tiefe ziehen.

Mit einem Ruck schüttelte er die beängstigenden Fragen von sich ab. Hatte er nicht im Vertrauen auf den Herrn das Seminar verlassen? Wollte er nun schon auf der Straße aufgeben? Nein, er wollte den Mut nicht verlieren. Das

Seminar lag weit hinter ihm, als er in einer unbekanntem Gegend ein Nachtlager fand. Es war ein ärmliches Kämmerlein im Vergleich zu dem schönen Zimmer, das er bisher bewohnt hatte; aber er war zufrieden und froh, nicht mehr die Fesseln einer Kirche zu fühlen, in der ihm das Leben zur Qual geworden war. Nach einem innigen Gebet legte er sich hin und schlief ruhig ein.

Als der Morgen graute, weckte ihn der Lärm der Großstadt und stellte ihn aufs Neue vor die Frage: Was soll ich tun? Er betete, flehte um Licht und um die Kraft, ohne Sorge und verzehrende Unruhe abwarten zu können, was der Herr mit ihm vorhatte. Auf ihn allein wollte er schauen und hoffen, sonst hatte er niemanden – ja, niemanden.

Er war bisher oft gerne allein gewesen und hatte sein Inneres scheu vor anderen verborgen. Jetzt wäre er über einen Freund, mit dem er über seine Lage hätte sprechen können, froh gewesen. Er hatte Freunde – aber daheim. Aus der Ferne winkten ihm die heimatlichen Berge und er sah sich in Gedanken im Missionshaus in Basel. Sollte er nicht dorthin zurück und von dort aus einen anderen Wirkungskreis suchen?

»Nein, nicht zurück! Vorwärts!« Das war seine Losung. Sein Ziel war die Heidenwelt. Mit der Missionsgesellschaft hatte er gebrochen, aber nicht mit der Mission! Von seinem Herrn wollte er sich nun aussenden lassen und hier in London auf Seinen Wink und Weg warten. Und so allein konnte er als Jünger Jesu in London doch nicht sein! Sicherlich hatte der Herr hier eine große Gemeinde. Es galt nur, sie aufzusuchen und kennenzulernen. Das wollte er nun tun, aber dabei vorsichtig sein, bevor er sich aufs Neue binden würde.

An den nächsten Abenden sah man bald da, bald dort in den verschiedenen Gottesdiensten und Versammlungen einen jungen Mann, der aufmerksam zuhörte und mit scharfem Blick die Anwesenden musterte. Gewöhnlich kam er nie wieder, nur hie und da ein zweites Mal. Er suchte und suchte. Es musste doch in London Kirchen mit geistlichem Leben geben! Er stellte fest, dass die Presbyterianer, die Independenten, Baptisten und Methodisten das Werk der Mission in großartiger Weise betrieben. Warum schloss er sich nicht an eine dieser Missionsgesellschaften an, die ihn als Missionar mit offenen Armen aufgenommen hätten? Alle diese Gemeinschaften teilten seine Abneigung gegen die Staatskirche, sie waren von Männern gegründet worden, die, wie er, nichts von ihr wissen wollten. Warum spürte er nicht die gleiche Gesinnung heraus? Die bittere Erfahrung mit der anglikanischen Missionsgesellschaft hatte ihn so misstrauisch gegen alle Kirchen und Gesellschaften gemacht, dass er sich scheu zurückzog.

Nachdenklich ging Johannes eines Abends durch die Straßen, ohne eine bestimmte Absicht; er fragte auch nicht, wo sie hinführten. Das Ziel war ein Ort, den er schon zu suchen aufgehört hatte: Einen Ort, wo auch er seinen Platz finden sollte. Wie zufällig bemerkte Johannes, wie Männer und Frauen in auffälliger Zahl in einen Hof eintraten und in ein Hintergebäude gingen. Er erkannte sofort, dass hier eine religiöse Versammlung stattfinden müsse. Er schloss sich den Leuten an und befand sich bald darauf in einem großen Saal, der von Menschen aller Stände und Klassen gedrängt voll war. Er stellte sich hinter die Tür, um möglichst unbemerkt zuhören und

beobachten zu können. Nacheinander traten zwei Männer auf, die über einige Bibelstellen einfache, aber ergreifende Gedanken mitteilten. Mit wachsendem Interesse hörte er zu. Wie heimisch fühlte er sich in dieser Gesellschaft! Hier war nichts vom Pomp der bischöflichen Kirche, es sah überhaupt gar nicht kirchlich aus, es war alles so einfach und natürlich. Es kam ihm so vor, als müssten einst die Apostel so gepredigt haben – mit solcher Einfalt und Hingabe. Das war es, was er bisher gesucht und nirgends gefunden hatte!

Als die Versammlung zu Ende war, blieb Johannes im Saal zurück und wartete auf einen der beiden Männer, die das Wort verkündigt hatten, und bat um ein Gespräch. Dieser lud ihn freundlich ein, am nächsten Tag zu ihm zu kommen. Johannes kam, und als er bei ihm saß und die von Liebe erfüllte Atmosphäre spürte, öffnete sich sein Herz. Er erzählte von seinem Leben, von seiner Liebe zur Mission, von seinem Aufenthalt im Seminar, von seinem Bruch mit der bischöflichen Kirche und fühlte, wie er hier in seinem Denken und Tun verstanden wurde.

»Es ist Ihnen ergangen«, hob dieser an, »wie einem der Väter unserer Gemeinschaft, John Nelson Darby. Wie hatte der nicht unsere Staatskirche geliebt! Er war ein Anwalt, aber alle seine Gaben und Kräfte wollte er in den Dienst der Kirche stellen. Sein Vater enterbte ihn, als er es tat, aber nichts hielt ihn davon ab. Mit Freuden gab er alles auf und wurde Pfarrer der anglikanischen Kirche. Aber kaum war er im Amt eingesetzt, gingen ihm die Augen auf über die priesterliche Anmaßung der Geistlichkeit. Und das war nicht das Einzige, das ihn empörte. Überall fand er Schäden, Irrtum und Abfall von Gottes Wort. Er

hielt es nicht mehr aus und gab seine Predigerstelle auf. Zwar haben wir in England noch andere Kirchen, aber unserem Darby erging es wie Ihnen: Er konnte sich keiner mehr anschließen.

Wir wollen keine Kirche, keine Sekte sein, sondern nur eine freie Vereinigung im Glauben an den Herrn, in der Liebe zueinander, und in der Hoffnung auf den Tag, an dem Christus wiederkommen wird. Wir haben kein Predigtamt, keine besondere Ordnung, bei der die einen über den anderen stehen. Wir kennen nur ein Amt und eine Ordnung: das allgemeine Priestertum aller Gläubigen. So halten wir es heute, und ich hoffe, dass es unter uns so bleiben wird. Glauben Sie nicht, dass wir den Gedanken der Kirche geringschätzen. Wir halten sie hoch und heilig, sind aber überzeugt, dass wir Menschen nicht imstande sind, die Kirche Christi zu bilden, ohne sie zu entwürdigen. Darum überlassen wir es dem Herrn, die Kirche herzustellen, wenn Er kommt. Wir begnügen uns damit, dass wir uns, wie die ersten Christen, in den Häusern hin und her versammeln.«

»Und wenn ein Fremder und Unbekannter kommt, der gerne zu Ihnen gehören möchte, wie gehen Sie damit um?«, fragte Meyer, dem das Herz warm geworden war.

Der Herr sah ihn freundlich an.

»Wer von Herzen an Jesus Christus glaubt und Seine Erscheinung liebhat, den nehmen wir willig als Bruder auf. Aber wir achten darauf, dass er seinen Glauben in einem unsträflichen Wandel vor Gott und in lauterer, brüderlicher Liebe lebt. Wir machen Ernst mit dem Wort des Herrn: ›Ein neues Gebot gebe ich euch, dass ihr einander lieben sollt, damit, wie ich euch geliebt habe, auch

ihr einander liebt.² In dieser Liebe sorgen wir füreinander, sie steht im Dienst des Herrn. Darum brauchen wir, die wir das Wort verkünden, keinen festen Lohn; der Herr versorgt uns durch die freie Liebe der Brüder mit dem Lebensnotwendigen. Deshalb geben wir unsere Bedürfnisse auch niemandem bekannt, auch den Brüdern nicht, sondern allein dem Herrn, der Gebete erhört und die Seinen zu versorgen weiß. Kommt die Not mit geballter Macht, dann ist es eine Glaubensprüfung; der Herr hilft dennoch im richtigen Moment und verherrlicht sich durch seine wunderbare Hilfe nur umso mehr. Das ist unser Glaube, und er ist noch nie zuschanden geworden.«

Mit leuchtenden Augen hatte Johannes zugehört. Wie stimmte doch alles, was er da hörte, mit seinen eigenen Anschauungen und Erfahrungen überein. Tiefbewegt reichte er dem Gottesmann die Hand und bat: »Lassen Sie mich in Ihre Gemeinschaft eintreten.«

»Kommen Sie wieder, damit wir uns näher kennenlernen. Wir wollen Sie willkommen heißen«, war die freundliche Antwort.

Johannes Meyer trat in die Gemeinschaft der Plymouth-Brüder, wie man sie damals nannte, ein und brach damit auch mit seinen Verbindungen in der Heimat. Die Freunde in Basel bedauerten diesen Schritt aufrichtig, aber sie mussten sich eingestehen, dass sie nicht schuldlos waren. Sie trugen es ihm auch nicht nach; sein Lehrer Albert Ostertag setzte ihm später im Missionsmagazin 1858 und 1859 ein schönes Denkmal herzlicher Liebe und großer Wertschätzung.

2 Joh 13,34

Es war ein Schritt, den Meyer aus tiefster Überzeugung getan und nie bereut hat. Äußere Vorteile hatte er nicht gesucht und auch nicht gefunden. Er blieb arm, aber als einer, der reich war in Gott.

Seine Not hatte nun natürlich ein Ende. Die Liebe der Brüder sorgte für ihn und gab ihm ein neues Zuhause. Er aber fühlte, wie sein Gebet vom Herrn über Bitten und Verstehen erhört worden war und nahm es mit demütigem Dank an. Die Brüder, denen der Fremdling auf den ersten Blick einen gewinnenden Eindruck gemacht hatte, sahen bald, dass sie keinen Unwürdigen in ihre Gemeinschaft aufgenommen hatten. Der tiefe, durch die Trübsal der letzten Zeit geläuterte Ernst seines Wandels, die kindliche Zuversicht seines Glaubens, mit der er alles dem Herrn anbefahl, die Innigkeit der Liebe, mit der er sich den neuen Brüdern anschloss, zeigten deutlich genug, wessen Geistes Kind er war. Sie gewannen ihn lieb und übersahen gerne die fremde Schweizerart an ihm, auch seinen Mangel an äußerer Gewandtheit und seine Unbeholfenheit in der englischen Sprache, die übrigens mehr und mehr wich. Sie spürten aus seinen inbrünstigen Gebeten, was für ein Feuer in seinem Herzen brannte und sie erkannten an seiner noch mit Mühe in ihrer Sprache ausgedrückten Auslegung des Wortes den Geist und die Kraft des Herrn.

Johannes Meyer hatte aber sein eigentliches Ziel nicht erreicht. Nicht London, sondern die Heidenwelt war das Arbeitsfeld, das er sich erkoren hatte. Dorthin zu kommen, blieb sein Streben auch in den neuen Verhältnissen; aber wie dies möglich wäre und wann es geschehen würde, das hatte er gelernt, ganz dem Herrn zu überlassen. Er

hielt sich einfach bereit, seinem Ruf zu folgen. Und der Ruf kam bald.

An einem Abend wurde in einer Versammlung der Brief eines mit diesem Kreis eng verbundenen Missionars vorgelesen. Leonard Strong, der in der Region Demerara³ missionierte, berichtete von seinem Dienst. Er schilderte die Größe des dortigen Missionsfeldes, den offenen Zugang, den die Mission finde, den Segen, den der Herr auf die bisherige Arbeit gelegt hat und schloss mit dem Wort: »Bittet den Herrn, dass er Arbeiter sende in seine Ernte.«

Tief bewegt ging Johannes Meyer nach Hause; das Schreiben hatte ihn mit Macht ergriffen. Sein Herz war voller Freude. Endlich, nach so langer Irrfahrt, trat das Land seiner Sehnsucht in Sicht. Betend wurde er seiner Sache sicher.

Am nächsten Tag bat er die Brüder: »Sendet mich hinaus nach Demerara, dass ich mithelfen kann in der Arbeit des Herrn. Das ist schon lange mein Herzenswunsch.«

Die Brüder betrachteten ihn lächelnd, dann sagte einer von ihnen: »Ja, lieber Bruder, weißt du nicht, dass wir selbst keine Missionare aussenden? Das muss und soll allein der Herr tun. Und wer von uns hinausgeht, der tut es in dem freien Drang der Liebe Jesu, weil er fühlt, dass er von ihm berufen und geleitet wird.«⁴

3 Britisch Guayana, heute Guyana, Südamerika

4 Das bedeutet nicht, dass die Brüder der örtlichen Gemeinde, insbesondere Älteste, bei einem solchen Schritt auch die Sicht des Herrn erkennen und entsprechend zu- oder abraten können (Anm. d. Verlags).

»Dann lasst auch mich gehen! Ich bin sicher, dass der Herr mich ruft, dass es Sein Wille ist, dass ich dorthin gehe.«

»Wir sind nicht dagegen, sondern freuen uns darüber und wollen auch dafür sorgen, dass du nach Demerara gehen kannst. Aber, nicht wahr, du denkst doch daran, dass es bei uns keinen Lohn oder regelmäßige Unterstützungen gibt, auch nicht für Missionare. Unsere Brüder sind im Vertrauen hinausgegangen, dass der Herr, der sie berufen hat, sie auch versorgen wird.«

»Ich will es auch so machen! Der Herr hat hier so wunderbar für mich gesorgt. Er wird es mir auch in Südamerika an nichts fehlen lassen.«

Die Brüder knieten nieder zum Gebet. Sie sahen, wie das Angesicht des jungen Mannes leuchtete und fühlten die Nähe des Herrn. Meyer aber sang danach: »Das Los ist mir gefallen aufs Liebliche, mir ist ein schön Erbteil worden.«

4. Susanna

So war es nun bestimmt, dass Johannes Meyer nach Britisch Guayana gehen sollte. Dort sollte er zunächst den bei der Stadt Georgetown lebenden Bruder Strong aufsuchen. Er wollte auch sofort abreisen. Wer sich jahrelang nach seinem Ziel geseht hat, verliert ungern noch mehr Zeit, wenn er es vor Augen hat. Es ergab sich, dass ein Schiff in einigen Wochen nach Georgetown fuhr und mit diesem wollte er abreisen. Er hatte Gepäck und Unterlagen bald beieinander. Da zeigte es sich aber, dass ihm nach der Meinung der Brüder – vielleicht war es mehr die der Schwestern – etwas sehr Wichtiges noch fehlte; nämlich eine *Frau*. Johannes meinte zwar, der Apostel Paulus hätte auch keine Frau gehabt und dabei gefunden, es sei besser so; aber die Brüder – oder die Schwestern – bewiesen ihm haarscharf, dass erstens dieses Beispiel für ihn gar nicht zutreffend sei, und zweitens, dass ein Missionar durchaus eine Frau haben müsse. Man brauche zum Heiraten überhaupt keine Gründe, nur zum Ledigbleiben, und dafür noch ganz gute. Die Argumente von Johannes wurden nicht für stichhaltig gehalten, und so sollte er eine Frau heiraten. Er ergab sich in sein Schicksal – und war übrigens seinen Freunden hernach zeitlebens dankbar dafür, dass sie ihn zum Heiraten gedrängt hatten. Er kam so zu einer treuen Gehilfin, die wie eine Heldin an seiner Seite ausgeharrt hat.

Eigenartige Leute aber müssen diese Plymouthbrüder gewesen sein. Da ließen sie Meyer nach Guayana gehen, ohne die Verpflichtung zu übernehmen, wenigstens einigermaßen für seinen Unterhalt aufzukommen, und wollten nun doch, dass er eine Frau mitnehme, während er nicht einmal für sich die Mittel zum täglichen Bedarf hatte. Das kann ich nicht, das darf ich nicht, hätten hundert andere an Johannes Stelle erklärt und dann wohl von den Brüdern die Antwort bekommen: Dann fehlt dir noch der rechte Glaube, sonst würdest du keinen Augenblick zweifeln, dass Gott für euch beide sorgen wird. Aber weil Johannes den Glauben seiner Brüder teilte, nahm er auch keinen Anstoß daran, dass er noch nicht wusste, wovon er mit seiner Frau leben sollte.

Dagegen bereitete er den Brüdern – oder vielmehr den Schwestern – eine andere Enttäuschung. Als es um die Frage ging, wen er denn zur Lebensgefährtin nehmen sollte, und ziemlich ratlos dastand, schlugen sie ihm eine Tochter aus ihrer Gemeinschaft vor. Da erklärte er ihnen aber ganz kategorisch:

»Nein, eine Engländerin nehme ich nicht!«

Sie sahen sich überrascht an: Nachdem sie ihn in seiner Not so freundlich wie einen Bruder aufgenommen hatten, wollte er von ihren Töchtern nichts wissen – das war doch ein starkes Stück!

Johannes merkte es in seiner Unschuld nicht einmal und fuhr fort:

»Eine Engländerin passt nicht zu mir. Ich muss eine Frau haben, die meine Art versteht und sich auch in meine Eigenheiten besser einfühlen kann. Das ist einer Schweizerin eher möglich. Ich bin ein Schweizer und will

auch eine Schweizerin zur Frau. Und wenn ich, wie ich glaube, einem armen, mühseligen Leben entgegehe, so kann eine Schweizerin auch eher damit zurechtkommen; wir sind daheim nicht so anspruchsvoll.«

»Aber wie willst du eine Schweizerin bekommen? Hast du am Ende schon eine im Sinn?«

»Nein, ich habe keine im Sinn und kenne auch keine passende Frau; aber ich reise schnell heim, und dann wird der Herr schon dafür sorgen, dass ich die Richtige bekomme. In vierzehn Tagen bin ich mit meiner Frau wieder da!«

Die Brüder lachten und die Spannung wich. Seiner aufrichtigen Art konnte man nicht böse sein. Johannes aber machte sich sofort reisefertig, um ja rechtzeitig für die Einschiffung zurück zu sein. An ein Verschieben der Reise nach Südamerika wollte er nicht denken. Nur sofort nach Hause! Doch es fehlte ihm noch das Reisegeld. Was sollte er tun?

Zur Abendzeit, als das Paketboot von London nach Holland gewöhnlicher Weise abfuhr, begab er sich zum Einschiffungsplatz und ging innerlich betend auf dem Kai auf und ab. Gewühl und Geräusche des Hafensplatzes umrauschten ihn, aber in seiner Seele war es still. Hunderte gingen an ihm vorüber. – Er betete.

Da redete ihn ein Herr an: »Wollen Sie vielleicht mit diesem Schiff nach Holland abreisen?« Johannes sah auf und erkannte in dem Fragenden einen Herrn, den er oft in der Versammlung gesehen hatte.

»So Gott will – ja!« Er wusste zwar noch nicht wie, aber er dachte einfach: Ist es Gottes Wille, dann kann ich abreisen.